

(Nachdruck verboten.)

14)

Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Marie Jung hatte vor wenigen Wochen ihren Vater verloren, der auf elende Weise zu Grunde gegangen. Sie hing sehr an dem Vater, mit dem sie viel Nehmlichkeit hatte, während die andern Geschwister mehr der Mutter nachschlugen. Schon der Vater war ein sinniger Mensch gewesen, der sich mehr an Blumen und an Vienen freute, als am Wirtshaus.

Während seiner schweren Krankheit war oft Wilhelm Säger, der fromme Bauer, der Magda kürzlich noch so freundlich gegrüßt, zu ihm gekommen. Zuerst hatte er nur so nebenbei einmal über religiöse Dinge mit dem Kranken gesprochen, um das Terrain zu sondieren. Als er merkte, daß es dem Kranken nicht unangenehm war, sprach er häufiger über Religion. Aber nie zudringlich. Dabei machte sich Säger nützlich, wie er nur konnte. Er ging in die Stadt, Arznei zu besorgen, wenn Marie und die Mutter keine Zeit hatten, er stand bei mit Rat und That, wenn immer er gewünscht wurde; kurz, er half in den schweren Wochen in jeder Weise.

Das erwarb ihm immer mehr das Vertrauen von Marie und ihrem Vater. Die ganze schlichte, nie zudringliche, immer freundliche, stets hilfsbereite Art that es den beiden an. Auch lag so etwas ungeheurer Beruhigendes in der Sicherheit, mit der Säger von dem redete, was nach dem Tode sein würde. Wie denn eine geschlossene Weltanschauung, mag sie auch noch so handfest sein, immer Eindruck macht auf Leute, die nichts dergleichen besitzen. Und zu derselben Gewißheit und inneren Ruhe und Weltunabhängigkeit konnte jeder gelangen, wie Säger immer wieder versicherte, „wann de nur glauben willst.“ Die beiden sahen hier zum erstenmal einen Menschen ihres Schlags, der durch den „Glauben“ doch ganz anders war, als sie, so ruhig, still und geborgen für Gegenwart und Zukunft, dabei freundlich und hilfsbereit wie kein anderer im Dorf. Da regte sich in ihnen die Sehnsucht, auch so zu werden wie Säger.

Der Geistliche hätte nie solchen Eindruck gemacht, denn erstens wurde er ja für das Frommsein bezahlt, dann stammte er aus ganz andern Verhältnissen, wo es gewiß viel leichter war, fromm zu sein, und schließlich hätten sie ihn auch nicht so leicht verstanden wie den Wilhelm Säger, der auf demselben geistigen Niveau mit ihnen stand, all ihre Sorgen, all ihre Gedanken genau kannte.

Den allergrößten Eindruck aber machte es, wenn er mit ihnen betete. Im Dialekt, der ihnen altvertraut war, in Worten, die sie sofort verstanden, um Dinge, die ihnen wirklich am Herzen lagen. Und doch war es zugleich so ganz anders, als wie man sonst redete.

So kam denn schließlich kurz vor seinem Tod Mariens Vater auch noch „zum Glauben“. Da fürchtete er sich nicht mehr vor dem Sterben und machte sich auch keine so schrecklichen Sorgen mehr um die Zukunft der Seinen, die ihn bisher geschmerzt hatten wie eine zweite schwere Krankheit. Auf seinem Gesicht lag die letzten Stunden eine helle Freude, ein stiller Friede. Bevor der letzte schwere Kampf anging, den der Tod mit dem zähen Leben dieses von Natur so kräftigen Manns ausfocht, bat er seine Marie noch ganz besonders, doch ja dem Zuspruch Sägers nicht aus dem Wege zu gehen, sondern sich ihm und seiner Versammlung anzuschließen, die Säger jeden Freitag- und Sonntagabend in seinem Hause abhielt, daß sie auch zu solchem Frieden käme, wie er ihn jetzt verspüre. Und dann womöglich auch die Mutter und die andern Kinder.

Marie hielt dies Versprechen nach dem Tode ihres Vaters.

Da ihre Geschwister sie verspotteten, daß sie zu den Belbrüdern ging, da ihre Mutter ihr auch Vorwürfe machte, daß sie sich die ganze Jugend verderbe, so hielt sie erst recht zu der Versammlung und dem, was ihr da geboten wurde. Das war natürlich für sie nicht leicht, aber grade darin, daß es nicht leicht war, lag immer wieder ein neuer Antrieb,

daran festzuhalten. Ihr Leben, das ihr manchmal bisher recht öde erschienen, bekam nun einen Inhalt; und daß sie darum kämpfen mußte, machte ihr Freude. Sie war immer etwas anders gewesen als ihre Altersgenossinnen; woran die Genüge fanden, hatte ihr nie genügen wollen. Jetzt besaß sie etwas, das sie ausfüllte, wodurch sie erst recht anders wurde als die andern; wozu sie ihre ganze Kraft aufwenden mußte, um es siegreich durchzuführen allem Spott und Hohn des ganzen Dorfs gegenüber.

Man fand es unerhört, daß so ein junges, hübsches Mädchen, die außerdem 'nen guten Kopf hatte, bisher eine ausgezeichnete Tänzerin gewesen war, auf solche Abwege geriet.

Als Franz Kranz heute gegen vier Uhr zum Wirtshaus bei der Kapelle hinaufsteigen wollte, sah er, daß Mariens Mutter ihr Haus verließ, um ein wenig dem Gesang der „Harmonie“ zuzuhören, der meist so rührend war, was sie als Witwe ganz besonders liebte. Es machte auch einen guten Eindruck, wenn sie bei all den rührenden Liedern weinen mußte, und die Leute das sahen. Man bedauerte sie dann um so mehr und bemitleidete sie. Das that ihr außerordentlich wohl und war ihr Trost.

Franz Kranz wollte erst, als die Mutter verschwand, in das Haus eindringen. Aber einmal wußte er nicht, ob die Marie überhaupt zu Hause war, und zweitens war es ihm zu seinem Unternehmen noch zu hell. Er verschob es also lieber, bis es dunkel geworden. So stieg er denn zunächst zum gewohnten Wirtshaus und wartete dort die Zeit ab, bis es Nacht wurde. Aber auch jetzt ging er noch nicht gleich, weil er sich erst einen Plan zurechtlegen wollte, nach dem er operieren konnte. Das fiel ihm aber hier nicht ganz leicht, da so viel gelärmt wurde, daß man sein eigen Wort nicht verstehen konnte, geschweige denn einen Plan überlegen. Er spazierte deshalb schließlich hinaus in die Dunkelheit, um sich darüber klar zu werden, wie er die Sache am geschicktesten anfassen würde. Jedenfalls mußte er sie zunächst aus der Frömmigkeit herausbringen, am besten dadurch, daß er sie wieder ins Wirtshaus brächte, dann fände sich das weitere schon bedeutend leichter.

Er schlich sich zu dem Haus, in dem Marie wohnte. Wenn nur die Mutter noch fort, wenn nur Marie da war! Er stellte sich auf den Eckstein, der am Haus stand, und sah ins Zimmer, das keine Vorhänge besaß, wie alle die Arbeiterhäuser, die nur am Schlafzimmer Vorhänge hatten, und auch nur dann, wenn sie nach vorn hinaus, nach der Straße gingen und Parterre lagen. In den andren Fenstern brachte man nur oben einige Fehchen an, aber nur zur Verschönerung, denn man konnte dabei bequem in die Stube sehen, zumal wenn Nacht in ihr war.

Marie saß allein am Tisch, auf dem die Lampe brannte, und las.

Das Licht stand rechts vom Buch, beleuchtete also ihre rechte Gesichtshälfte; und da es nicht sehr weit leuchtete, hob sich zugleich das Profil sehr klar aus der Dämmerung ab, in der das Zimmer links von der Lesenden lag. Welch eine weiche Linie von der Stirn zum Halse ging: Wie sie sich nur im Frühling des Lebens und auch da nur bei hübschen Mädchen findet. Wie von zärtlicher Künstlerhand gezogen, die verliebt ist in ihr eignes Werk.

Da Marie eine schwarze Taille an hatte, trat der volle, weiße Hals und das ganze Gesicht um so leuchtender hervor. Wie eifrig sie las! Man konnte das Blut kommen und gehen sehen unter der jungen, zarten Haut. Was für große, schwere Wimpern die Augen beschatteten! Und oben an der Stirn krauften sich die Haare, daß sie im Lichtschein ganz golden aussahen. Jetzt hob sie die Hände, die bisher im Schoß geruht, weil sie beim eifrigen Lesen den Oberkörper etwas fest an den harten Lamentisch gepreßt hatte, was sie offenbar schmerzte, da sie kein Nieder trug. Immer eifrig lesend legte sie unwillkürlich die rechte Hand wie schützend unter die rechte Brust. Franz Kranz klopfte leise an das Fenster. Er mußte ihre Augen sehn! Sie blickte auch einen Augenblick lauschend auf. Wie die großen, blauen Augen förmlich eingetaucht waren in eine tiefe, stille Freude!

Franz Kranz stieg leise wieder von dem Stein zur Erde. Er wollte nicht, daß sie ihn jetzt grade sah. Er merkte zu

deutlich an ihrem ganzen Gesichtsausdruck, daß für seine Wünsche die Stunde noch nicht da war.

Aber sie sollte, sie mußte sein werden!! Wie schön sie war!!

Geiß ein frommes Buch, bei dem sie sich die Augen verdarb. Nicht weit davon hatte eine dicke Bibel gelegen, daraus folgerte er es.

Ins Wirtshaus mußte er sie bringen, das stand fest. Sonst konnte er alt und grau werden und würde doch nichts bei ihr erreichen.

Ins Wirtshaus! Aber wie? Da schob ihm ein Plan durch den Kopf. Er lachte leise vor sich hin, als er sich jetzt dem inneren Dorf zuwandte. So würde es gelingen. Wenn sie nur erst mal wieder im Wirtshaus war, würde es ihr schon gefallen. Es war ja undenkbar, daß es da einem hübschen, jungen Mädchen nicht besser gefiel, als hinter alten, frommen Büchern.

Als Marie Jung sich längst wieder in ihr Buch vertieft hatte, trat Franz Kranz in das fünfte Wirtshaus des Dorfs, das der Witwe gehörte. Hier ging es laut zu. Fast die ganze männliche und weibliche Jugend saß an den langen, gelbgestrichenen Tischen auf den langen Bänken. Trotzdem das Zimmer groß war, hing eine undurchdringlich schwere Luft in ihm, die sogar den Lampen zu schaffen machte, so daß sie recht trübselig dreinsahen, da selbst ihnen der Atem auszugehen drohte wegen Mangel an Sauerstoff.

Franz Kranz, der etwas vertragen konnte, fuhr doch im ersten Augenblick, da er aus der frischen Luft kam, zurück vor dieser Atmosphäre, durch die man nur schwer die einzelnen Menschen auf den Bänken unterscheiden konnte. Er wurde mit Schreien und Gröhlen begrüßt, denn andre Freudenäußerungen standen den angetrunkenen, jungen Leuten nicht mehr zur Verfügung. Da sie auf kräftiges Essen keinen Wert legten, waren sie sehr schnell dem Alkohol widerstandslos preisgegeben, auch wenn sie für „gebildete“ Verhältnisse erst lächerlich wenig getrunken hatten. Der leere Magen konnte nichts vertragen.

Jetzt traten aus der kleinen Nebenstube die beiden Musikanten, die die Jugend für heute engagiert hatte, denn dafür muß sie sorgen, die Witwe kümmert sich darum nicht. Zwei Kerle, deren wässerige, rotumranderte Augenlein, deren kupferrote Nasen und hängende, feuchte Schnurrbärte genug sagten. Sie stellten sich mitten in die große Stube mit den Rücken gegeneinander, was lautes Gelächter hervorrief. Sie markierten die Betrunkenen, denn sie waren es nicht. Ihrem Gehirn konnte Alkohol so leicht nichts mehr anhaben. Aber sie wußten, daß es der Jugend gefiel, wenn sie recht betrunken thaten. Sie hoben die beiden Geigen und geigten los. Die Paare drängten sich zwischen den Bänken durch, um zu tanzen. Das ging natürlich nicht ohne viel Drücken und Stolpern ab, was immer wieder neuen, willkommenen Anlaß zu neuem Gelächter und Gejohle bot. Diese Jugend tanzte nicht mehr, wie noch ihre Großväter getanzt hatten: langsam, gemessen, mit ernsten Gesichtern, sondern es war ein wildes, rohes Springen und sich Anrennen nach der Melodie eines der neuen Gassenhauer, die sich Walzer nennen.

Franz Kranz hatte derweil einen Platz in der Nähe des Bürgermeisters gefunden, der sogar von Amtswegen hier war. Der Kreisrat wünschte es, damit es anständig zugehe in diesem auch bei den Behörden etwas anrüchigen Wirtshaus. Früher war er nie hierhergekommen. Es galt bei den verheirateten Leuten nicht recht für passend, dies Wirtshaus aufzusuchen. Man überließ es der Jugend und den noch unverheirateten Männern, denn Jugend muß sich austoben, das ist nun mal nicht anders. Verheiratete haben dabei nichts zu thun, das schickt sich nicht. Die haben ihre Frau. Der Bürgermeister war ja nun freilich seit einem halben Jahr Witwer, und das war ihm gar nicht unangenehm; aber er wäre doch nicht hierher gegangen, wenn der Herr Kreisrat es nicht ausdrücklich gewünscht hätte.

So saß er denn offiziell als Wächter der guten Sitte obenan, unoffiziell hatte er seinen Hauptspass an dem wilden Treiben, in dem er beim besten Willen nichts Unsittliches finden konnte. Die Jugend von heute war nun mal so. Da ließ sich nichts ändern. Er that sogar ganz gern mit, wenn die Betrunkenheit erst allgemein war und es weiter nicht auffiel. Er fühlte sich recht wohl hier und war seinem Amt und dem Herrn Kreisrat von Herzen dankbar, die sein Biersein so schön rechtfertigten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der musikalischen Woche.

Leicht glaubt man, die beginnende neue Saison des musikalischen Lebens in der Weltstadt werde gegen früher Fortschritte in der Anlage der verschiedenen musikalischen Unternehmungen bringen. Man hofft vielleicht auf eine allmähliche Umbildung des Konzertwesens ähnlich dem Ausstellungswesen, also in dem Sinne einer Ueberwindung der Dummheit des Dargebotenen durch einheitlichere Grundsätze. Man hofft vielleicht auf das Emportreten neuer großer Komponisten oder wenigstens neuer Arten und Richtungen von Kompositionen. Man hofft wohl endlich auch darauf, daß die Leitungen unserer größeren Konzertunternehmungen aus der einseitigen Beschränkung auf gewisse Gruppen von beliebten, „ziehenden“ Komponisten herausgehen und die Ungerechtigkeiten gegen andre schaffende Künstler gut machen werden. Davon ist nun vorläufig und — nach den für den Winter ausgegebenen weiteren Programmen — wohl auch für später nichts zu merken. Neue oder so gut wie neue Komponisten tauchen immerhin auf; allein sie müssen es in jenen unglückseligen Konzerten thun, die auf eignes Risiko veranstaltet werden, und bei denen der Konzertgeber froh sein kann, wenn ihm eine Konzertdirektion überhaupt noch die Möglichkeit giebt, die „Verappungsarie“ zu singen. Die Leiter der großen Konzertschulen, von denen es in erster Reihe zu erwarten wäre, daß sie die neuen oder sonst unbekanntem Kräfte unter ihr schützendes Dach nehmen, hüten sich im allgemeinen davor gar sehr; sie brauchen Weltnamen — sonst bleiben die Leute aus, die nun einmal den berühmten Solisten von A oder Komponisten B hören müssen, weil er bereits ein Element der Zeitungs- und Gesellschaftswelt geworden ist. Dabei lassen sich noch zwei Extreme beobachten, zwischen denen hin und her gependelt wird. Teils schmückt man die Programme mit exotischen Namen — unter ihnen sind jetzt die Russen obenan; teils hält man sich an Berliner Lokalgrößen. Was sonst in deutschen Landen mit künstlerischen Schicksalen ringt, darf ruhig weiter ringen; und ob es in dem und jenem Ausland nicht noch Erscheinungen giebt, deren Heranziehen Sache des heimischen Kunstvorteils wäre, das erfährt man eben nicht. So bleiben denn die großen Philharmonischen Konzerte unter Nikisch, die Sinfoniekonzerte der königlichen Kapelle unter Reingartner und die Quartett-abende Joachims bei ihrem alten „Schimmel“. Am traurigsten berührt es, daß auch die kleineren und abseits liegenden, aber feiner gestimmten Unternehmungen es nicht besser machen. Ueber das Programm der demnächst wiederkehrenden „Reininger“ wird noch zu sprechen sein. Diesmal sei besonders bedauert, daß auch das Baldemar Meyer-Quartett seinem doch wohl genug festen Stammpublikum, dem wir uns im übrigen gern anschließen, sein Hinüberreisen über den gewohnten Zug zu bieten wagt. Der Tod des vielleicht allerverkauftesten Komponisten, des Sinfonikers und Kammermusiklers Julius Zellner, hätte wahrlich den unbegreiflichen Wahn lösen können, der ihn aus den Berliner Konzertprogrammen ausschließt. Wie leicht hätte es Herr Baldemar Meyer, seine „Sechs populären Konzerte“ mit einer Streich-Kammermusik und einer Klavier-Kammermusik von Zellner zu bereichern! Doch auch hier sind unsre Hoffnungen vergebens und das Unrecht anscheinend dauernd. Entweder kennen die Herren solche Kompositionen nicht (was aber der minder wahrscheinliche Fall ist), oder sie wollen sie nicht bringen; in beiden Fällen sind sie, künstlerisch und ethisch, gleicherweise tadelnswert. Immerhin war es von dem genannten Quartettleiter wohlgethan, uns am letzten Sonntag eine Komposition vorzuführen, die durch einen klingenden Namen auf sich aufmerksam macht und durch ihre allzu ernst künstlerische Haltung den Erfolg erschwert. Ein Dusoni beinahe ausgezifert, noch dazu in der Singatademie! In der That hat das neue Streichquartett dieses vielbewunderten Klavierlöwen leider nur eben einen mühevollen Beifall gefunden, dessen Fortsetzung energisch niedergezifert wurde. Es charakterisiert sich, kurz gesagt, als ein musikalischer Ausdruck eines ringenden Grübelns; die Erfindungskraft liegt nicht auf dem Gebiet des Motivischen, sondern auf dem des Rhythmischen und der Verarbeitung; es ist mehr interessant als erhebend und ganz ohne jenen Zug des Wohlklingenden und Sinnensälligen, den wir in der Zukunft nun einmal schwer vermissen. Dafür aber wurde Dusoni nachher als Klavierpieler demonstrativ begrüßt; er spielte mit W. Meyer die „Kreuzersonate“ von Beethoven in bekannter meisterlicher, nur eben teilweise zu stark auftragender Weise. Ein nicht mehr neues Klavierquintett von Sinding brachte dem auch jenen vorher vermissten Zug des Wohlklingenden und Sinnensälligen, hier freilich auch mehr gemüthlich Oberflächlichen. Am allergemüthlichsten aber konnte man sich in Klang, in Frohsinn, in Harmlosigkeit und in abgelagerten Einfällen ergehen, als am Abend darauf der Violinist Paul Herold mit Wilhelm Berger dessen in der Desehtlichkeit noch fast unbekanntes Sonate Nr. 3 G-moll für Violine und Klavier vortrug. Nein: Herrn Berger, dem bescheidenen Künstler und Verkünder bekannter Ahnenlänge kann man nicht böse sein, und ein Halbstündchen für gute, heitere Kunstunterhaltung wird dankbar hingenommen. Dazu spielte Herr Herold, der nach einer längeren Pause seit seiner ehemaligen Wunderkindheit wieder ins öffentliche Kunstleben eingetreten ist, seinen Part und nachher das große technische Probestück, die Ciacoma von Bach, mit aller Korrektheit und Feinheit; es ist dies so verdienstlich, daß wir die Frage, ob der Künstler jetzt schon derartiges mit weniger Eintönigkeit und weniger gleichmäßigem Sermentspielen vortragen

lönnte, lieber beiseite lassen. Eine Mezzosopranistin mit einem im allgemeinen sympathischen Können, mit dunkler Klangfarbe und mit einem in der Tiefe versperren Ton, der in der Mittellage unsicher und ärmlich herauskommt, Antonie Stern, bringt neue, meist un veröffentlichte Lieder von Robert Kutzer; mehr als eine hübsche, von Lied zu Lied gleichbleibende Stimmungsmache trat uns daraus nicht entgegen.

Am erfolglosesten als Komponist war, zum Teil mit Recht, Herr Edmund Herz. Sein „Konzert für Klavier mit Begleitung des Orchesters“ in G-moll wurde wohl nicht ohne Grund so bezeichnet. Es ist das richtige Klavierkomponistenwerk, mit einem Wald von Passagen, zum Teil wirkungsvoll, besonders im Andante usw. Aber viel steckt nicht dahinter. Weite Strecken sind durch die allbekannteren Figuren graulich öde. Indessen steckt auch hier — und zwar neben diesem Pomp — etwas von „fröhlicher Wissenschaft“. Eigenartiger, doch wieder durch Pomp umhagelt, waren zwei Stücke für Orchester aus der Musik zu Jbsens „Komödie der Liebe“; und einige Lieder erfreuten, trotz des wieder störenden Figurenwerks, wenigstens durch einheitsliche Anlage. Als Dirigent kommt Herz wohl überhaupt nicht in Betracht, Wohl aber scheint ihm als Klavierpieler unrecht getan zu werden. Er ist einer der Wenigen, die sich um die Phrasierung im Vortrag näher kümmern. Allerdings „übernimmt“ er sich dabei. Die Niemannsche Regel, immer dem Anfangston einer Phrase einen kleinen Accent zu geben, übertreibt er bis zum Hauen. Ebenso übertreibt er das Nuancieren im Zeitmaß und Stärkemaß und wird oft, wie die ganz besonders affektvoll sprechenden Menschen, in seinem affektuooso-Ausdruck unendlich, allzuüppig usw. Allein er ist einer der gestaltungskraftigsten Spieler mit viel Individuellen und — notabene — mit einer guten Handhaltung. So machte er uns mit der Wiedergabe von Schumanns prächtigem Konzert op. 54, zumal im ersten Satz, viel Freude.

Wenn eine neue Orchestervereinigung mit einem neuen Konzertchklus austaucht, so fragt der optimistische Idealist gleich wieder, was für ein künstlerischer Drang nach neuen Werten dazu getrieben hat. Beim „Berliner Tonkünstler-Orchester“, das unter der Dirigentenleitung von Karl Gleich und Franz von Blon die noch lange nicht zu zahlreichen Orchesterkonzerte Berlins vermehren will, fanden wir nichts von einem solchen Drang; und die Einrichtung, in dem östlich gelegenen „Deutschen Hof“ zu spielen, ist vielleicht nicht demokratischer Eifer, sondern bloße Saalnot. Jedenfalls ist, nach dem „1. Abonnementskonzert“ vom neulichen Dienstag zu urteilen, die Programmverfertigung ganz die alte philharmonische und sonstige Mache. Soweit diesmal ein Bild zu gewinnen war, wurde — unter Herrn Blon — frisch und mit einer gewissen glatten Eleganz gespielt. Das Hinüberlönen der Blechbläser über die Streicher (gegen 40 an Zahl) begrüßt uns auch hier als eine alte Sitte wieder. Natürlich kam auch der berühmte Solist; trotzdem war das Publikum nur erst spärlich gekommen. Herr Emil Sauer spielte zunächst sein eigenes neues „Klavierkonzert“ E-moll. Auch dieses ist ein Klavierkomponistenwerk, echt „Klavieristisch“ gedacht, doch ein gut Stück über jenem von Herz stehend. Ueber ältere Klavierkonzerte reicht es dadurch hinaus, daß es mehr bietet als ein bloßes Nebeneinanderwirken von Klavier und Orchester; trotzdem ist dieses jenem wesentlich untergeordnet. Das Werk enthält hübsche, aber auch nicht viel Eigenes sagende Motive, natürlich wieder mit reichlich koloraturartiger, ziemlich oberflächlicher Verarbeitung und mit recht einförmiger Instrumentierung. Einige Züge von Machtvollem, zumal in Steigerungen, erhöhen noch den jedenfalls nicht geringen Gesamtwert des Stücks. Daß es einen starken lauten Beifall fand, braucht kaum erwähnt werden. Auch Sauer's brillante und im besten Sinne „weiche“ Vorträge anderer Klavierstücke hatten den entsprechenden Erfolg; das Hervorholen eines J. P. Rameau: Gavotte und Variationen A-moll, erfreute uns durch die Bekanntheit mit einem auch für unsre Zeit hochbeachtenswerten Stück. —

82.

Kleines Revueletton.

— Von Niehsche erzählt Professor Paul Deussen in der „Wiener Rundschau“: Als ich mit meiner Frau im Herbst 1887 eine Reise durch Tirol, die Schweiz, Italien, Griechenland und die Türkei unternahm, war es mir eine Herzensangelegenheit, meinen Jugendfreund und Schulkameraden Niehsche in Sils-Maria zu besuchen. Ungebüldig wartete er auf meinen angelobigten Besuch, zweifelte an dessen Ausführung und war erst beruhigt, als unsre vorausgeschickten Koffer als Unterpfand in seine Hände lauten. An einem wunderschönen Herbstmorgen stieg ich mit meiner Frau, von Chiavenna kommend, über den Malojapass, und bald lag Sils-Maria vor uns, wo ich mit löffelndem Herzen dem Freund entgegen trat und ihn nach vierzehnjähriger Trennung tief bewegt umarmte. Aber welche Veränderungen waren in dieser Zeit mit ihm vorgegangen! Das war nicht mehr die stolze Haltung, der elastische Gang, die fließende Rede von ebendem. Nur mühsam und etwas nach der Seite hängend schien er sich zu schleppen, und seine Rede wurde öfter schwerfällig und stöckend. Vielleicht hatte er auch nicht seinen guten Tag. „Lieber Freund“, sagte er wehmütig, indem er auf einige vorüberziehende Wolken deutete, „ich muß blauen Himmel über mir haben, wenn ich meine Gedanken sammeln soll.“ Er führte uns dann zu seinen Lieblingsplätzen. Besonders in Erinnerung ist mir noch ein Rasen-

lager dicht am Abgrund, hoch über einem in der Tiefe hinbrausenden Gebirgsbach. „Hier“, sagte er, „liege ich am liebsten und habe meine besten Gedanken.“

Wir waren in dem bescheidenen Hotel zur Alpenrose abgestiegen, in dem Niehsche sein Mittagbrot, bestehend gewöhnlich in einer einfachen Kotelette oder dergleichen, einzunehmen pflegte. Dort zogen wir uns, um zu ruhen, für eine Stunde zurück. Kaum war sie verstrichen, so war der Freund schon wieder an unsrer Thür, erkundigte sich jätlich besorgt, ob wir noch müde seien, bat um Entschuldigung, wenn er zu früh gekommen sein sollte usw. Ich erwähne dies, weil eine solche übertriebene Besorgtheit und Rücksichtnahme früher nicht in Niehsches Charakter gelegen hatte und mir für seinen gegenwärtigen Zustand bezeichnend schien.

Am nächsten Morgen führte er mich in seine Wohnung oder, wie er sagte, in seine Höhle. Es war eine einfache Stube in einem Bauernhause, drei Minuten von der Landstraße, welche Niehsche während der Saison für einen Kranken täglich gemietet hatte. Die Einrichtung war die denkbar einfachste. An der einen Seite standen seine mir von früher her meist noch wohlbekannteren Bücher, dann folgte ein bäuerischer Tisch mit Kaffeetafel, Eierschalen, Manuskripten, Toilettegegenständen in buntem Durcheinander, welches sich weiter über den Stiefelknecht mit darin stehenden Stiefeln bis zu dem noch ungemachten Bett fortsetzte. Alles deutete auf eine unregelmäßige Bedienung und auf einen geduldbigen, sich in alles ergebenden Herrn. Nachmittags brachen wir auf, und Niehsche gab uns das Geleit bis zum nächsten Dorf, eine Stunde thalabwärts. Hier sprach er, wie schon früher einmal, düstere Ahnungen aus, welche sich leider so bald erfüllen sollten. Als wir Abschied nahmen, standen ihm die Tränen in den Augen, was ich früher nie an ihm gesehen hatte. Ich sollte ihn nicht mehr mit klarem Bewußtsein wiedersehen. —

— Aus dem Reiche der Schminke. In der „N. Pr.“ plaudert Dr. B. Epstein über die Schaustellung der Theaterkunst in der Pariser Weltausstellung: Am merkwürdigsten mutet den Laien die Ausstellung der verschiedenen Toilettenartikel für das Theater an; hier beginnt das langsame Schwinden der Jahre lang sorgsam gehüteten Illusion. Wir befinden uns mitten im Reiche der Schminke. Zwei Wachfiguren in greller Rampenbeleuchtung zeigen uns, wie entsetzlich, totenkopffartig ein und dasselbe Gesicht ohne Schminke aussehen würde; es wird uns aber auch gleichzeitig der Beweis geliefert, was Schminke alles aus einem Gesichte zu machen imstande ist: die Teintschminke färbt die graue Gesichtshaut rosig, das Carmin läßt die blüheren Lippen voll und frisch erscheinen, der schwarze Stift giebt den Augen jenen trügerischen Glanz, den man sonst nur durch Belladonna zu erzielen imstande ist. Die rauhen Hände und roten Arme werden durch Kremerweiß schneelig und ein blaugrauer Stift täuscht auf Kinn und Wangen Grübchen, in die der alte Coullissenbesucher aber nie hineinfällt. Auch die schweren Klüftungen sind eitel Trug; auf kleinen Bühnen werden sie den Kriegsknechten aus Papiermache geliefert, während sie die Hoftheater aus leichtem Messingblech benutzen; wie mancher Säbel eines Edelmanns geht nicht aus der Scheide, und wie mancher Lauf einer Pistole ist nicht einmal hohl. Das Tier, welches das eitle Schmutzbedürfnis des Königs mit seinem Leben bezahlen mußte, um ihm einen Hermelinmantel zu liefern, sing bei Lebzeiten Mäuse. Und der Wandschranke der Königin, in dem sie all ihre Juwelen, sowie sämtliche Wohlgerüche von Schiras aufbewahrt, hat keine Rückwand, ist von Pappe und läßt sich zusammenklappen. Aber auch die Juwelen selbst repräsentieren keinen hohen Wert, sie alle sind sogenannter Theaterschmuck und haben keine andre Aufgabe, als bei dem intensiven Rampenlicht den Glanz der echten Steine möglichst getreu nachzuahmen. Die französische Industrie hat es aber verstanden, historischen Schmuck so genau in leichtem Material nachzubilden, daß man ihn kaum von echtem zu unterscheiden vermag. Einen eigenen Zweig der Theaterindustrie bilden die sogenannten Wattons: sie verfolgen sowohl einen positiven als einen negativen Zweck. Sie verleihen dem von Natur aus dünnen Falstaff die notwendige Fülle des Leibes und maskieren gleichzeitig Romeo's X-Beine, damit Julia sie nicht schon im ersten Akt bemerke, weil doch dann das Stück unmöglich zu Ende gespielt werden könnte. Die wichtigste Rolle aber spielen die Wattons bei Hofenrollen, und zwar dann, wenn diejenige Stelle des menschlichen Körpers, an der sich gewöhnlich die Waden zu befinden pflegen, allzu stiefmütterlich bedacht ist. Hier helfen die Wattons thalkräftig nach und gestatten dem Witz, über wohlgefällige Rundungen zu schweifen. Was für die Weine die Wattons, das bedeutet für den Kopf die Perrücke; hier hat es die Theaterkunst wahrlich zur Vervollkommenheit gebracht. Auch falsche Gebisse und andre Schönheitsjurrogate haben wir in der Theaterausstellung zu bewundern Gelegenheit. Diese aber werden nicht nur im Reiche der Kulissen, sondern auch in der Komödie des Lebens angewendet, und so bilden sie gewissermaßen den Uebergang aus dem Spiel zur Wirklichkeit. —

Litterarisches.

— Einen „Gottfried Keller-Abend“ hatte am Mittwoch im Architektenhaus Herr Kurt Holm, als zweiten modernen Vortragabend in dieser Saison veranstaltet. Das Programm umfaßte einen einleitenden Vortrag, den Dr. Rudolf Steiner übernommen hatte, und verschiedene Recitationen aus den Werken Gottfried Kellers. — Dr. Steiner entwarf eine kurze, doch umfassende Schilderung von Kellers Lebens-

gang; er betonte besonders den Einfluß Herweghs und Feuerbachs auf den jungen Dichter, den ein glühender Freiheitsdrang nach geistiger und wirtschaftlicher Unabhängigkeit besetzte. Realistischer und freier von jedem phantastischen Weiwert, als jede andre Biographie, hat uns Keller seine eignen Sturm- und Drangjahre in seinem „Grünen Heinrich“ hinterlassen. Was wir an diesem Roman in erster Linie immer wieder bewundern müssen, ist das hohe Ebenmaß von Phantasie und Verstand, die sich stets die Wage halten. Während Goethes „Dichtung und Wahrheit“ mitunter das Bild ihres Schöpfers durch phantastische Weigaben bis zur Unkenntlichkeit verändert, steht in Kellers „Grüner Heinrich“ das wirklich Erlebte fast mit geschichtlicher Treue im Vordergrund. — Sein nächstes großes Werk, das ihm den Ehrennamen eines Shakespeares der deutschen Novelle einbrachte, sind „Die Leute von Seldwyla“. In diesen Novellen zeigt er sich als den Meister jenes echten Humors, der nicht den selbsterfundnen Witz in die Handlung seiner Geschichte hineinlegt, sondern die einzelnen Episoden derartig aufeinander aufbaut, daß ihre eigne Wechselwirkung den Humor ergibt. In dieser Art der humoristischen Erzählung erinnert er lebhaft an seinen Landsmann, den Maler Arnold Böcklin, dessen Bilder in derselben Weise komponiert und auch, soweit sie humoristischen Genres sind, die gleichen Effekte erzielen. Auch seine „Sieben Legenden“ sind von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten, während Keller im „Simgedicht“ mit feineren Farben und einer fast geistigen Technik arbeitet. Sein Hauptwerk aber ist sein letztes: „Martin Salander“; dieses Buch, eine der größten Satiren, die jemals auf eine Zeit und auf politisches Strebertum geschrieben worden sind, atmet aus jeder Zeile den Freiheitsdrang seines Schöpfers und seine Verachtung gegen eine bestimmte Sorte Menschen. — Aus seinen Werken aber spricht uns auch der Mensch Gottfried Keller entgegen: ein ganzer, willensstarker Mann, eine feste, abgeschlossene Natur und einer der größten Geister aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. —

Die Recitationen Kurt Holm's fanden reichen Beifall; es kamen u. a. zum Vortrag: „Feueridylle“ — „Das Langlegendchen“ — „Spielmannslied“ — „Berliner Pfingsten“ — „Frau Nösel“. —

Aus dem Tierleben.

— Intelligenz des Hundes. Wir besitzen so viele Mitteilungen über den Scharfsinn und das Ueberlegungsvermögen gewisser Tiere, daß es nicht möglich wäre, noch in unsrer Zeit zu behaupten, daß die Tiere ohne Intelligenz seien, wenn nicht die meisten Beobachtungen von Personen ohne Autorität herrührten, deren Berichte man leicht beiseite schieben kann. Darum müssen solche Berichte, wie der folgende, welchen Professor A. Forel in Morges bei Lausanne, eine bekannte Autorität in psychologischen Fragen, unlängst in der „Gazette de Lausanne“ veröffentlicht hat, desto sorgfamer beachtet werden. Im Frühsommer war der Wächter des Pincidenhotels im Turtman-Thal (Wallis), der dort mit zwei Hunden den ganzen Sommer zugebracht hatte, durch eine Schneelast, die von dem Dache des Hauses herabgestürzt war, so tief begraben worden, daß nur der Kopf ein wenig herausguckte, während der ganze Körper und die Arme durch Schnee- und Eismassen fest eingeleist waren. Die beiden Hunde, kleine Tiere, versuchten vergeblich den Herrn herauszuscharen, sie sahen bald die Hoffnungslosigkeit ihrer Bemühungen ein, schienen zu beraten und schlossen plötzlich wie ein paar Pfeile thalabwärts nach Embs, wo der Bruder des Verschütteten wohnt. Gegen Mittag war die Verschüttung erfolgt, und schon vor 1 Uhr waren die Hunde in Embs. Sie hatten den Abstieg, zu welchem ein rüstiger Fußgänger vier Stunden braucht, in weniger als einer Stunde zurückgelegt, bellten und heulten dann so lange vor der Hütte bis der Eigentümer heraustrat, verweigerten aber den Eintritt und ihnen angebotenes Futter, bis der Hauswirt merkte, daß oben ein Unglück geschehen sein mußte. Er forderte nun einige Nachbarn auf, mit ihm empor zu steigen, und die Rettungstruppe brauchte sieben Stunden, um das in der Luftlinie nur 9 Kilometer entfernte, aber mehr als 500 Meter höher gelegene Pincidenhaus zu erreichen. Sie kam oben erst um 9 Uhr abends an und fand dort die Hunde, die ihr anfangs mit frohem Gebell vorans geeilt, dann aber verschwunden waren, zu Häupten des Verschütteten, der bereits bewußlos war und dem sie das Gesicht lekten. Er konnte aber zum Glück nach dem Ausgraben noch zum Leben erweckt werden, was er einzig der wohl überlegten Handlungsweise seiner Hunde verdankte. — („Prometheus“.)

Aus dem Gebiete der Chemie.

10. Welche Farben für Glasflaschen die besten sind, hat der Chemiker Möller in Kopenhagen eingehend untersucht und seine Ergebnisse in den Berichten der Deutschen Pharmaceutischen Gesellschaft mitgeteilt. Es ist jedem bekannt, daß für Arzneien nicht immer weiße, sondern häufig farbige Flaschen gewählt werden, weil manche Medizinen gegen die Wirkung des Lichts empfindlich sind. Nur eine eingehende Forschung aber vermochte festzustellen, welche Farben für diesen Zweck am geeignetsten sind. Möller hat gefunden, daß der beste Schutz gegen die chemische Wirkung der Lichtstrahlen durch schwarze, d. h. völlig undurchsichtige, rote, orange und dunkelgelblichbraune Gläser erzielt wird. Einen ziemlich guten Schutz

gewähren ferner auch helle bräunlichgelbe, dunkelgrüne (aber nicht blaue) und dunkel-bräunlichgrüne Färbungen. Dagegen geben blau-grüne, violette, milchige, bläuliche oder farblose Gläser wenig oder gar keinen Schutz für chemische Veränderungen durch die Wirkung des Sonnenlichts. Für die Aufbewahrung von Wein, Bier und Spirituosen sind dunkel-bräunlichgelbe Flaschen vorzuziehen, während hellbraune, hellgrüne und bläulichgrüne Flaschen weniger empfohlen werden können. —

Humoristisches.

— Stil- und Weisheitsproben aus den Auffassungen seiner Schüler teilt Josef Bichner im Oktoberheft von Roseggers „Heimgarten“ mit. Hier einige Beispiele:
 „Hermanns Vater hatte schon längst den Wunsch, von einer Schwieger Tochter umgeben zu sein.“
 „Kribe wurde in Stein verwandelt und auf einen Berg versetzt, wo sie heute noch tränfelt.“
 „Die Sagen von den Nibelungen waren zuerst aus einzelnen Liedern zusammengesetzt: das Nibelungenlied zerfällt in drei größere und mehrere kleinere Handschriften.“
 „Der König war sehr grausam, sowohl gegen seine Unterthanen, als auch gegen seine Mitmenschen.“
 „Die Bevölkerungszahl verdankt ihre Größe hauptsächlich dem Militär.“
 „Am Morgen ist der Geist sowie alle andern Körperteile zur Arbeit am geeignetsten.“
 „In Aulis warteten die Griechen vergebens auf einen guten Wind, da ihn Diana zurückhielt.“
 „Beim Orakel von Delphi wurden zweideutige Reden geführt.“
 „Die Götter des Himmels aßen Ambrosia und tranken aus dem Nektar.“
 „Die Cyclopen waren ungeschlachtete Riesen.“
 „Der Jagdhund des Odysseus lag sterbend auf dem Misthaufen, welcher mit dem Schweife webelte.“
 „Karl Moor war von Natur aus mit Geist und Körper reichlich versehen.“
 „Demetrius ist das letzte Bruchstück des großen Dichters Schiller.“
 „Der Thron von Schottland war dem Leicestor zu klein, darum wollte er sich auf den von England setzen.“ —

Notizen.

— Zur Feier des zehnjährigen Bestehens der Volksbühnen-Bewegung veranstaltete die Neue freie Volksbühne am Sonntag, den 21. Oktober, abends 6 Uhr, in Kellers Festsaal, Koppenstr. 29, eine Jubiläumsfeier unter Mitwirkung des Streich-Quartetts vom Berliner Sinfonie-Orchester, Fr. Helene Herrmann (Gesang), Organist Paul Schmidt (Mittelharmonium), August Ludwig (Klavier), Schriftsteller Wolfgang Kirchbach und Dir. Max Martersteig (Recitatoren). —
 — Die ersten beiden Bände einer vergleichenden „Kulturgeschichte der Neuzeit“ von Professor Kurt Dreshsig erscheinen in nächster Zeit bei Georg Vondri in Berlin. —
 — Die französische National-Bibliothek wurde im Jahre 1645 in Paris mit 1300 Bänden eröffnet. Einige Jahre später erhielt sie durch das Vermächtnis der Familie Dupuy einen Zuwachs von 9000 Bänden. Colvert brachte sie auf 35 000 Bände, heute zählt sie mehrere Millionen. Der erste Generalkatalog wurde 1622 aufgestellt, 1645 neu durchgesehen. 1840-52 wurde ein neues Inventar aufgenommen, und von 1852-74 stellte man Teilkataloge her, die von 1875 an durch neue methodisch entworfene allmählich ersetzt wurden. —
 — Ernst Rosmers neues Drama „Mutter Maria“ wird noch in diesem Winter im Deutschen Theater aufgeführt werden. —
 — In Frankfurt a. M. verbot die Polizei die Aufführung von Hauptmanns „Weber“ an Sonntagen und in Volksvorstellungen. —
 — Ein historisches Schauspiel „König Tod“ von Hans Erdmann ist schon kürzlich am Prager Deutschen Landestheater mit Erfolg zum erstenmal in Scene gegangen. —
 — Arthur Schnitzlers Schauspiel „Der Schleiher der Beatrice“ wird am 17. November im Breslauer Lobe-Theater seine Erstaufführung erleben. —
 — Der Berliner Lehrer-Gesangverein veranstaltet am 1. November unter Mitwirkung des Philharmonischen Orchesters ein Konzert. —
 — Zu einer neuen Oper Puccinis „Giorgio d'Ascoli“ schreibt Gabriele d'Annunzio das Libretto. —
 — Anton Rückaus's Oper „Die Rosenthalerin“ errang unter Rotkis Leitung bei ihrer Erstaufführung im Hoftheater zu Karlsruhe einen schönen Erfolg. —
 Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 21. Oktober.